Zeitschrift: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schwyz

Band: 8 (1895)

Artikel: Theophrastus Parazelsus : Gedenkblatt zur Erinnerung an dessen 400-jährigen Geburtstag

Autor: Kälin, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156608

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Theophrastus Parazelsus.

Gedenkblatt

zur Erinnerung an dessen 400jährigen Geburtstag

von

Eduard Kälin, Sekundarlehrer.

Quellen zum Studium: Parazelsus-Forschungen von Ed. Schubert und Carl Sudhoff, Dr. med. — Parazelsus, Grabmal, Schädel und Abbildungen von Dr. Aberle. — Kerschensteiner, Rede zum Gedächtnis an Parazelsus 24. Sept. 1881. — Dr. Hans Locher-Marx „Zur Würdigung von Paraz. Th." — Dr. Jöry. — Lütolf Sagen. Oesterreicher Sagenbuch von Zöhrer. — Allgemeine Schweizer Ztg.

Gestatten Sie uns, einem im Leben vielverkannten Manne, dem die Worte Schillers gelten: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte," zur Erinnerung an seinen 400jährigen Geburtstag einen bescheidenen Gedenkstein zu setzen.

In der Vorhalle der St. Sebastianskirche zu Salzburg finden wir eine stumpfe Pyramide, das Grabmal des berühmten Naturforschers und Arztes Theophrastus v. Bombastus v. Hohenheim latinisiert Parazelsus. Die Grabschrift sticht gegen die schwulstigen Lobsprüche seiner Freunde, denen die gröbsten Beschimpfungen seiner Feinde gegenüberstanden, durch Einfachheit und Mäßigung sehr vorteilhaft ab. Sie lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Hier ist begraben der ausgezeichnete Philippus Theophrastus, Doktor der Medizin, der grauenvolle Wunden, Aussatz, Podagra, Wassersucht und andere unheilbare Ansteckungen des Körpers durch wunderbare Kunst beseitigte und seine Habseligkeiten zur Verteilung und Verwendung für Arme vermachte. Er vertauschte im Jahre 1541 am 4. Sept. das Leben mit dem Tode." — Unter dieser Grabschrift ist das Familien-Wappen der Bombast von Hohenheim angebracht, dessen Herzschild einen schräg von links nach rechts abfallenden Balken mit drei Kugeln zeigt. Unterhalb des Wappens stehen die Worte: „Friede den Lebenden, ewige Ruhe dem Begrabenen." Ueber dem Bilde ist die Inschrift zu lesen: „Des Philippus Theophrastus Parazelsus, der einen großen Weltruf durch das chemische Gold erlangt hat, Bild und Gebeine, bis er wieder mit seiner Haut umgeben wird." [1])

Dieser Mann, der zu seiner Zeit vielfach als Wunderthäter galt, wurde im Jahre 1493 den 17. Dezember zu Einsiedeln geboren und es geziemt sich, daß wir das Andenken unseres Landsmanns nicht vergessen. Parazelsus stammte aus dem adeligen Geschlechte der Bombaste v. Hohenheim; sein Vater war der Arzt Wilhelm Bombast v. Hohenheim, der unter dem Abte Konrad v.

---

[1]) Theoph. Paraz. v. Dr. Aberle pag. 35.

Hohenrechberg nach Einsiedeln kam. Seine Mutter führte vor ihrer Verheiratung die Aufsicht über ein mit dem Kloster verbundenes Krankenhaus. Albrecht v. Haller und gestützt auf ihn Escher, Zellweger und andere und in neuester Zeit Brügger von Churwalden nennen seine adelige Abstammung eine Fabel und bezeichnen einen Wilhelm Höhener von Gais als seinen Vater.

Die Quelle, woraus diese Angabe geschöpft wurde, soll Keßlers „Sabbata" oder der „St. Gallischen Reformationsgeschichte" entnommen sein. Sie enthält aber kein Wort, welches Eschers und Zellwegers Behauptung entspräche. Nur einmal wird Hohenheim in der „Sabbata" genannt (II. Bd. S. 208) und da heißt es einfach „Theophrastus v. Hohenheim." In beiden Bänden ist auch nirgends von einem Höhener aus Gais die Rede. Dr. Ernst Götzinger in St. Gallen würdigte die „Sabbata", deren Originalschrift in der dortigen Bibliothek liegt, einer genauen Durchsicht, und findet ebenfalls nichts von einem „Höhener von Gais" und auch spätere Randbemerkungen sollen sich nicht vorfinden. Götzinger wandte sich nach Zürich, ob auf der dortigen Stadtbibliothek vielleicht eine spätere interpolierte Kopie der „Sabbata" sich befinde, welche Escher benutzt haben könnte, doch findet sich dort keine solche. — In den Archiven Appenzells sollen sich angeblich verschiedene Papiere vorfinden, welche über die frühere Lebensgeschichte des Parazelsus wichtige Aufschlüsse und namentlich den Beweis enthalten sollen, daß derselbe im Appenzellerlande geboren worden sei. Ich habe mich seiner Zeit hierüber bei Herrn Landammann Rusch sel., der als Historiker einen guten Namen hatte, erkundigt und dem waren bezügliche Urkunden gänzlich unbekannt, obwohl er sich angelegentlich mit Parazelsus-Forschungen beschäftigte.

Daß Theophrastus in Einsiedeln geboren wurde, bezeugt er selbst, indem er von sich sagt: „Das ich mich keiner Rhetorik noch subtilitatem berümen kann, sondern nach der zungen meiner Geburt und landssprachen, der ich bin von Ainsiedeln, des lands ein Schweizer." In einer andern Stelle spottet er über seine angeborene Derbheit und Grobheit selbst mit den Worten: „Wir werden nicht mit Feigen erzogen, nicht mit Meth, auch nicht mit Weizenbrot, aber mit Käs, Milch und Haberbrot." Und wieder sagt er: „Dieselbigen, die in weichen Kleidern und bei Frauenzimmern erzogen worden und wir, die in Tannzapfen erwachsen, verstehen

einander nicht." Der allezeit einsame, abgehärtete und an den Schroffen des Lebens wund geriebene Mann bricht in den verlangenden Ruf aus: „Bei meinen Eltern war es still und friedsam."

Seine Feinde nennen ihn bisweilen den „Waldesel von Einsiedeln."

In dem Buche „Paramirum" des Ehrwirdigen Hocherfarnen Theophrasti v. Hohenheim findet sich auch ein Zusatz, woraus deutlich hervorgeht, daß er ein Einsiedler ist: Confœderatorum Eremi Eremita. (Der Eins. des Schweizerbundes in Einsiedeln.) In einem Briefe an Dr. Klausner in Zürich nennt er sich ebenfalls „Einsiedler." Im Eckhause des Platzl Nr. 3 (vormals Nr. 397, dann 437) in Salzburg am rechten Salzachufer zeigte sich bei der Restauration ein Bildnis mit der Inschrift: „Philippus Theophrastus Parazelsus v. Hohenheim zu Einsiedeln geboren 1493 starb in disem Hauß Anno 1541".[1]) Auf seine Geburt in Einsiedeln deutet der 4. Punkt seines Testaments, der also lautet: „Zum 4. seinen nächstgesipten Freunden so zu Ainsiedeln in der Schweiz wohnhaft sind, legiert und verordnet zehn Gulden in Müntz, sofern sie aber dieses Legat innerhalb eines Jahres seines Todes nicht verlangen, so wird es unter die Armen verteilt."[2])

Diese Verfügung wurde schriftlich den Verwandten des Verstorbenen in Einsiedeln mitgeteilt, worauf Peter Wessener, Spitaler zu Einsiedeln, als Anwalt des Abtes Ludwig Blarer nach Salzburg reiste und den betreffenden Erbteil zu Handen nahm. Die hierüber ausgestellte Urkunde lautet:[3]) „Quittung (des) Anwalts des Abtes zu Einsiedeln." 1. „Ich Peter Wessener, Gotteshausmann des würdigen Gotteshauses Unserer Lieben Frau zu Einsiedeln und Anwalt des Hochwürdigen Fürsten und Herrn Ludwig (Blarer), Abt des erwähnten Gotteshauses, erklären mit dieser Schrift, Allen die sie sehen oder hören, daß ich von dem hochgeachteten ehrbaren und weisen Meister Georg Theißenburger, Hochprokurator zu Salzburg und Michael Setznagel, Bürger daselbst, als Testamentsvollstreckern des Hochgelehrten Herrn Dr. Theophrast v. Hohenheim (Gott habe ihn selig) empfangen und zu Handen genommen habe einen silbernen Becher, 7½ Loth Wiener Gewicht schwer, in dem Sinne (weil die Mutter des er-

[1]) Theoph. Paraz. v. Dr. Aberle pag. 7.
[2]) Theoph. Paraz. v. Dr. Aberle pag. 25.
[3]) Theoph. Paraz. v. Dr. Aberle pag. 25.

wähnten Theophrastus eine Hörige des Gotteshauses gewesen) daß derselbe mein gnädiger Fürst und Herr von allen und jeden Unterthanen seines fürstlichen Gotteshauses nach ihrem Absterben als Heimfall und Gebühr das beste Roß oder Stück Vieh erhält, oder wenn Einer solches nicht hat, das Beste unter seinen Kleidern oder Kleinodien, was auch in der erwähnten Vollmacht von ihrer Fürstlichen Gnaden ausgesprochen ist. Ich sage deswegen als Anwalt des erwähnten Gnädigen Herrn, Abt zu Einsiedeln die obgenannten Herren Testamentsvollstrecker, was den erwähnten Heimfall betrifft, frei. So daß also mein oben erwähnter Gnädiger Herr und auch niemand in seinem Namen oder von dem genannten Gotteshause irgend welchen Anspruch des Heimfalls habe 2c.

2. Ich erkläre hiemit auch, wie oben gesagt, sowohl für mich selbst und im Namen aller Anverwandten und Erben, welche Anspruch an die Hinterlassenschaft des erwähnten Hrn. Dr. Theophrast machen oder zu machen vermeinen, daß ich in ihrem (und meinem) Namen von den genannten Herren Testamentsvollstreckern baar empfangen habe: 10 Gulden, die der genannte Herr Dr., mein freundlicher, lieber Vetter, seinen nächsten Verwandten vermacht und zugeschrieben hat. Auch für diese 10 Gulden spreche ich die obgenannten Testamentsvollstrecker frei und ledig für mich und meine Miterben.

3. Ferner habe ich obgenannten Peter (Wessener) auf meine Bitte von den erwähnten Herren Testamentsvollstreckern für mich und im Namen meiner Miterben baar empfangen (außer den erwähnten 10 Gulden Vermächtnis) noch (weitere) 16 Gulden Vermächtnis zu frommen Zwecken, die aus dem Nachlaß des erwähnten Herrn Dr. Theophrast herrühren, womit ich wohl zufrieden bin. Ich sage deswegen für die Gesammtsumme von 26 Gulden für mich und meine Miterben die genannten Herren Testamentsvollstrecker und wen es sonst angehen mag, frei und ledig 2c. Daher gebe ich . . . Diese Quittung, ausgefertigt mit dem eigenen kleinen Siegel des hochgelehrten Herrn Hieronymus Fürer, gegenwärtig Procurator des hiesigen Consistoriums 2c. Zeugen für (die Aechtheit) des Siegels sind die ehrbaren Herren Mathias Schneckpfriel, Substitut des Consistoriums daselbst und Veit Bachschwell, Bürger Dahier." Gegeben zu Salzburg den 8. Dez. an Mariä Empfängnis 1541.

Das Testament wurde zuerst von Michel Toxites, eigentlich Schütz im Familiennamen, einem der eifrigsten Herausgeber der Schriften des Parazelsus und Verteidiger desselben gegen verschiedene Anschuldigungen, veröffentlicht und zu Straßburg im Jahre 1574 durch Christian Müller gedruckt. Dasselbe ist in der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart zu finden, und findet sich eine Abschrift davon auch in unserer Klosterbibliothek. Nach der Ueberlieferung — historische Beweise konnten bis jetzt keine erbracht werden — soll der berühmte Wundermann und Hexenkünstler in einem alten Bauernhaus neben der Teufelsbrücke im sogenannten Grätzerhof, im jetzigen Gasthaus zur Krone, das Licht der Welt erblickt haben. Das Haus, an welchem ehemals, wie P. Gall sel. berichtet, ein Gemälde von dem berühmten Doktor hing, soll im Jahre 1814 umgebaut worden sein.[1]) Der Oberbau des Gasthauses steht jedenfalls auf dem alten Grundgemäuer, der erste Stock gehört noch dem alten Hause an und wurde nach hinten erweitert. Hiesige Freunde der Parazelsusforschungen haben sich in Dorf und Land bei den ältesten Leuten näher erkundigt und alle nennen übereinstimmend die „Krone" als sein Geburtshaus. Man wußte auch zu erzählen, wie im Keller daselbst zu verschiedenen Malen nach den Schätzen des alten Goldmachers gegraben wurde; man wußte uns mitzuteilen, daß noch vor einem Jahrzehnt ein Kellerfenster mit einem Stück von dem genannten Gemälde verschlossen war.

Im Museum zu Salzburg wird ein Bild Wilhelms v. Hohenheim als Bräutigam aus dem Jahre 1491 aufbewahrt. Ein Ausblick aus dem im Hintergrunde angebrachten Fenster zeigt eine Mühle; es wird das auf die Teufelsmühle an der Sihl, an der Theophrast's Geburtshaus gestanden haben soll, gedeutet. Trotz eifriger Nachforschungen konnte nicht ermittelt werden, daß je einmal an der Teufelsbrücke eine Mühle oder Säge gestanden ist. Offenbar als Wappen der Braut findet sich auf dem genannten Oelbild Wilhelms v. Hohenheim genau der gleiche Stierkopf, jedoch ohne Nasenring, wie ihn das Siegel von Uri von 1291 zeigt.

Der vollständige Name des Parazelsus wird also genannt: „Philippus Aureolus Theophrastus Parazelsus Bombastus v. Hohenheim." Lassen Sie mich bei diesen Namen noch einige Augenblicke verweilen. Theophrastus ist sein eigentlicher Taufname, sagt

---

[1]) Lütolf Sagenbuch.

doch Hohenheim selbst: der ich Theophrastus heiße arts- und taufshalber. Eines der frühesten Zeugnisse, das wir hierüber besitzen, ist ein lateinischer Brief, den er aus Basel an seinen Freund Dr. Christoph Klauser in Zürich sandte, und worin er sich „Theophrastus v. Hohenheim" nannte.

Ebenso in einem Brief an die Studenten in Zürich, worin er sie warnt, nicht so leicht in den Tag hinein zu leben. So nennt er sich auch in einer Schrift über das Bad Pfäffers und in mehreren Arbeiten. So heißt es in dem Bürgerbuch der Stadt Straßburg vom 5. Dez. 1526: „item Theophrastus v. Hohenheim, der Arzneidoktor, hat das Bürgerrecht gekauft."

Der Name Philippus erscheint zuerst im Jahre 1554 — also nach seinem Ableben — in Egidien Karls Mitteilung über „Pestilenz"; er findet sich aber seltsamer Weise auf seinem Leichenstein zu Salzburg, ohne daß bis jetzt ermittelt werden konnte, warum dieser Name dorthin gekommen ist. Dort heißt es: „Conditur hic Philippus Theophrastus insignis medicine doctor." Geführt hat ihn Parazelsus selten.

Der Name Parazelsus entstand wahrscheinlich infolge der damaligen Sitte gelehrter Zeitgenossen, den Namen in das Latein oder Griechische zu übersetzen. Vorwiegend ist die Ansicht, daß er zunächst auf Hohenheim Bezug habe. Andere, namentlich seine Feinde sagen, er habe sich diesen Namen in maßloser Ueberhebung selbst über Celsus beigelegt, wieder andere behaupten, der Name sei ihm von begeisterten Anhängern gegeben worden. Was den Beinamen „Aureolus" betrifft, so ist auch dessen Deutung schwierig. Diesen Namen brachten zuerst im Jahre 1562 zwei Ausgaben zu Mühlhausen im Elsaß bei Peter Schmidt. (Paramirum.) Aureolus nennt er sich eigentlich nur einmal, wo er sich in Gegensatz stellt zu Theophrast, dem Schüler des Aristoteles.

Bombast v. Hohenheim ist sein Familienname, was außer allem Zweifel liegt. Der Name Theophrast v. Bombast v. Hohenheim ist aktenmäßig festgestellt und alle andern Zugaben sind abgeschmackte Kombinationen. Es giebt Leute, welche glauben, das Adjektiv „bombastisch" leite sich von dem Beinamen Bombast ab, was jedoch unbegründet und laienhaft ist.

Unter den marktschreierischen Titeln, die übertriebene Verehrung oder wie Marx sich äußert, Neid, Haß, Verleumdung und Hohn

ihn allmälig zusammensetzten, steht unübertroffen da: Philippus Theophrastus Bombastus, Hohenheimensis Suevorum ex Panægyris Nobilium Arpinas; Confœderatorum Eremi Eremita; Philosophus Paradoxus; Mysteriarcha; Artium magister; Medicinarum Professor Musarum Mechanicarum Trismegistus Germanus.[1])

Den ersten Unterricht erhielt Theophrast von seinem Vater, welcher im Jahre 1502 nach der Stadt Villach in Kärnthen zog und allda im Jahre 1534 als angesehener Arzt und Bürger starb.

Die Urkunde der Stadt Villach über das Absterben lautet:

„Wir Richter, Rath vnd die gantz Gemain der Statt Villach, bekhenen mit disem brif offenbar, das der Erber, wolgelehrt vnd berümmt Wilhelm Bombast v. Hohenhaim der Artznei Licencjat bey uns zu Villach als ain Inwoner bey zway vnd dreissig Jar gewohnt vnd all die Zeit seines wesens, wandl vnd leben gegen aller menigklich Erber, ehrlich vnd wol gehalten, das mir umb der warheit willen sein Erbarkheit, Ehrlichen und unsträflichen Wandel zuverjehen vnd zu bekhennen schuldig sein. Ist auch verschinen vier vnd dreissigsten Jars, nach der wenigern Zal, gerait an vnser Lieben Frawen tag der geburt, hie zu Villach mit Tod abgangen, der Seel Gott der Allmechtig gnedig sey. Desselben Wilhelm Bombast, der Ehrenacht Hochgelert Theophrastus Bombast von Hohenhaim baider Artzney Doktor, ain natürlich Ehelicher Sohne vnd nachster Pluet Erb ist, vnd den allain vorbemelter Wilhelm Bombast für sein Ehelichen Sohn vnd nägsten Erben, der im leben sey, gehalt vnd gehabt, das der Herr Theophrastus Bombast sein angebürendt Erbschafften, Schulden, vnd ander sein verlassung, haab vnd gut, als sein Leiblicher Ehelicher Sun, vnd nägster Erb soll nach jhme vnd seinem absterben ersuchen, erfordern, einbringen vnd empfahen."

Gegeben am Sonntag Jubilate, 12. Tag des Monats Maij 1538 nach Christi unsers Heylandes.[2])

Aus der Schule des Vaters kam der Junge in die des berühmten Humanisten Tritheim, Benediktiner-Abt in Würzburg. Von diesem erlernte er viele Arcane (Heilmittel), ebenso später von Sigmund Füger, Wundarzt zu Schwaz im Tirol. Ihm verdankte Parazelsus seine ersten Kenntnisse in der Alchimie.

---

[1]) Th. Paraz. v. Dr. Aberle pag. 29.

[2]) Th. Paraz. v. Dr. Aberle pag. 30.

Da in jenen Zeiten vorzugsweise der Klerus im Besitze der Wissenschaft war, ist es leicht begreiflich, daß wir unsern Theophrast auch bei Bischöfen als lernbegierigen Schüler treffen, so bei den Bischöfen Schyt von Seckau, Erhard von Lavant, Nikolaus von Ippon u. a. Später finden wir ihn auf den hohen Schulen in Italien, Deutschland und Frankreich. Dort fand er aber keine Befriedigung und sprach sich in der Folge nur verächtlich aus über die Lehrer der Universitäten. „Die Philosophie" sagt er, „kann die Doktoren von Ferrara, Bologna, Paris, Ingolstadt und Wien nicht ertragen. Denn diese machen nur Aerzte, um den Kirchhof zu besetzen." Noch weniger als die Weisheit derer von Bologna, gefiel dem Parazelsus die Wissenschaft des Galenus und Avicena.

Dem System Galens (geb. 131 n. Ch. zu Pergamum in Kleinasien) lag die aristotelische Lehre von den vier Elementen oder richtiger Elementarqualitäten zu Grunde: trocken und heiß, trocken und kalt, feucht und heiß, feucht und kalt. Alle Teile des menschlichen Körpers dachte er sich entstanden durch das Zusammentreten dieser vier Elementarqualitäten in verschiedenen Verhältnissen. Im Blute sind sie gleichmäßig gemischt, im Schleim ist das Wasser (feucht und kalt), in der gelben Galle das Feuer (trocken und warm), in der schwarzen die Erde vorherrschend. Auf das Vorwalten dieser vier Kardinalsäfte wurden weiterhin die vier Temperamente zurückgeführt. In der Krankheit nun sind die richtigen Mischungsverhältnisse gestört, sie ist ein widernatürlicher Zustand der Mischung. Die Aufgabe der Therapie wurde in der Hauptsache dahin bestimmt, einen dem Kranken direkt entgegenstehenden Zustand herbeizuführen, was durch die Heilmittel, welche wiederum entsprechend den vier Grundqualitäten eingeteilt wurden, bewirkt werden sollte. So entwickelte sich der Grundsatz contraria contrariis, der in der Allöopathie noch zum Teil in Ansehen steht.

Mit den Grundsätzen Galenus und Avicenas, auf welche die Aerzte der damaligen Zeit schwuren, brach Parazelsus und nannte Galenus einen Lügner, der nichts versteht als Perlen zu sammeln und Kieselsteine daraus zu machen. „Darum ist er im Abgrund der Hölle. Meine Schuhriemen sind gelehrter und mein Bart hat mehr erfahren, als euer Galenus." In Bezug auf die Alchimie ist Theophrastus' Wort: „Der wahre Gebrauch der Chemie ist nicht, Gold zu machen, sondern Arzneien zu bereiten." An

Stelle der physikalischen Auffassung Galenus benützte er der Chemie entlehnte Vorstellungsweisen, um das Wesen der Krankheiten zu deuten. Dem Arzneischatz der galenischen Medizin waren chemische Präparate ziemlich fremd; dagegen untersuchte Parazelsus beinahe alle ihm bekannten auf ihre therapeutische (heilende) Wirksamkeit und viele davon, die er dem „Elenchus" einverleibte, sollen noch heute geschätzte Arzneimittel sein. So entwand er die Chemie den Händen der Goldmacher und machte sie zu einer Hilfswissenschaft der Medizin.

Die Weisheit, die Parazelsus in den Büchern fand, gefiel ihm nicht. „Es wäre besser," meint er, „man studierte die notwendigen Bücher zuvor und dann erst Latein. Aber jede Sache, die ihre Hantierung ins Deutsche bringt, kann leider wenig Lob ernten." Da ihn nun weder die hohen Schulen, noch die Bücher befriedigten, so ging er auf Reisen und durchmaß einen großen Teil von Europa. Seine ärztlichen Wanderungen erstreckten sich nach seinen eigenen Aussagen von der Balkanhalbinsel bis nach Spanien und Italien, bis England und Schweden. Die Mythenbildung ist's, die ihn schließlich nach Asien und Afrika versetzte. Er selbst sagt in dem an die Kärnter Stände gesandten Buche von der tartarischen Krankheit: „daß ich Asien und Afrika erfahren habe, ist nit." Ein Beweis, daß er nichts weniger als Renommist war, denn ein solcher würde mit Vorliebe jeglicher derartiger Sagenbildung Vorschub geleistet haben. Was mag man sich in jenen Zeiten nicht alles über den Wundermann erzählt haben. Wetteiferten doch Gelehrte und Ungelehrte darin, Unwahrscheinliches über ihn zu verbreiten, jene um ihn und seine Anhänger herabzusetzen, diese um ihn als Priester geheimer Weisheit und unfehlbaren Arzt zu verehren. Auf diesen mannigfachen Kreuz- und Querzügen bereicherte er sein Wissen nicht bloß durch den Umgang mit gebildeten Ständen, sondern er suchte seine Kenntnisse von der Natur und dem Menschen auch im Verkehr mit Badern, Zigeunern, Schäfern, Juden und Henkern zu vervollständigen.

Bewährte Heilmittel gegen äußerliche Frostschäden hoffte er im Hochgebirge und in den Gletschergegenden zu finden. Er sagt: „So ist aber ein grobes, rauhes Volk da, das auf solche Sachen keine Achtung hat, darum bei ihnen nichts zu erholen ist." Er spricht dann vom Gotthard, Hacken, Vogelberg, Splügen, vom Elbli (Albula), vom Beffalor (Buffalora), vom Pensser Joch u. a. Und

es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß er die genannten Hochgebirgsgegenden alle selbst besucht hat und sich dort überzeugte, daß die Bergbevölkerung an allen Orten kein brauchbares empirisches Mittel besäße zur Hebung von Frostschäden und erfrorenen Gliedern. — Auf seinen Wanderungen sah man ihn nicht selten in Gesellschaft mit allerlei Leuten auf Landstraßen und in den Wirtshäusern umhertreiben, ein Umstand, welcher von seinen Gegnern zu den bittersten und ungerechtesten Verunglimpfungen benutzt wurde. Er sei ein Trunkenbold gewesen, warfen ihm seine Gegner vor und seien seine Schriften im Rausche geschrieben. Wer so intensiv geistig thätig war und sich nachts, mit Stiefeln und Sporen zuweilen kaum drei Stunden Schlaf gönnte, kann kein Trunkenbold gewesen sein oder dann muß ein Rausch der damaligen Zeit etwas ganz anderes gewesen sein als er es heutzutage ist. Der Stadtchronist Rütiner von St. Gallen, der Theophrastus persönlich kannte, erzählt vom berühmten Trinkgelage seiner Tage, von Trinkwettkämpfen mit tödlichem Ausgang, aber den Arzt von Einsiedeln erwähnt er nirgends dabei, weil weder Männlein, noch Weiblein etwas davon wußten unter seinen vielen Zuträgern weit und breit. Der Vorwurf der Trunksucht fehlt auch in dem Pasquill, das in Basel auf ihn gemacht wurde, vollkommen. Es mag ja sein, daß der offenbar witzige, schlagfertige Mann die Freuden des Bacchus gelegentlich nicht verschmähte; er war allerdings kein stocksteifer Philister, wie der hölzerne Operinus, der seinen Lehrer und Wohlthäter mit der größten Härte und Undankbarkeit als Säufer verschrie.

Bei diesem Anlasse wollen wir einen Augenblick seines Weiberhasses gedenken, der ihm nebenbei auch zum Vorwurf gemacht wurde. Parazelsus war nach seiner Natur offenbar nicht zu Liebeleien angelegt. Nirgends, selbst in den Schriften seiner heftigsten Gegner findet man auch nur ein einziges Wort, das einen Anhaltspunkt gebe für den Ausspruch, daß er nicht vollkommen unbescholten war in diesen Beziehungen. Sein Streben, sein Studium erfüllte ihn vollkommen, der Kunst widmete er sein ganzes Leben. Und trotzdem man ihm im Dienst der Venus nichts vorwerfen konnte und sein Leben so offen vor aller Augen lag, hat man ihn echt diabolisch zum Kastraten gestempelt. Man hat in dieser Hinsicht die albernsten, geradezu unglaublichen Geschichten erfunden und selbst

der Heidelberger Professor Thomas Erastus entblödete sich nicht, diese Albernheiten in seinem vierbändigen Werke gegen Parazelsus aufzutischen, um Studenten und Aerzte gegen die parazelsischen phil. und mediz. Lehren einzunehmen. Die beliebte Manier, den verhaßten wissenschaftlichen Gegner, wenn man ihm sonst nichts anhaben kann, unmoralisch zu machen, ist so alt wie die Wissenschaft selbst und wird leider heute noch geübt.

Daß Parazelsus unbeweibt blieb, hatte wahrscheinlich viel tiefer liegende Gründe als gewisse Bibelkundige jener Zeit, denen das Heiraten damals mit zur reinen Lehre gehörte, kund zu thun für gut fanden. „Hohenheim urteilte über das „schöne Geschlecht" überhaupt anders als wir Modernen, auch als Arzt," sagen Schubert und Sudhoff. Hören wir einen seiner charakteristischen Aussprüche hierüber: „Dieser Caducuo der Frauen (Hysterie, Hystero-Epilepsie 2c.) greift gewaltiger in sie, dann der andere: außer Ursachen: die Frauen sind nur halbe Kreaturen, das ist, sie sind in ihrer mikrokosmischen Art beraubt der großen Potenz so der Mann hat: ist gleich als zween Veyel, nämlich, die do schmecken (viola adorata) und die wilden Veyel (viola canina), die do nit schmecken. Dann die Frauen sind des Grads beraubt, drum ihm die halbe Potenz abgeht, nit anders zu verstehen, denn als so einer all sein Glieder hat, und ein ander wird geboren, der hatts nur halb, ihr Haar ist halb Haar, ihr Herz halb Herz, und alle Krankheit, so sie bekommen auf halbe Exaltation, so sind sie den Frauen tödlich, so sie den Mannen nur halb tödlich sind."[1])

Das Entspringen Theophrastus aus der Ehe eines dem hohen Adel angehörenden Vaters, der sich nächster Verwandtschaft mit außerordentlich hochstehenden, dazu sehr reichen Männern rühmen konnte, mit einer halbfreien Mutter darf, so sagt Georg W. A. Kahlbaum in seinem Vortrag gehalten im Bernoullianum bei der Beurteilung der Sonderart der Hohenheimer nicht außer Acht gelassen werden. Denn diese Ehe führte dahin, daß nach Mutterrecht Theophrastus selbst dem Kloster Einsiedeln hörig wurde. Nehmen wir dazu noch an die außereheliche Geburt des eigenen Vaters, so mag darin wohl ein Grund für sein so außerordentlich hartes Urteil über die Frauen gefunden werden; darf

---

[1]) Parazelsusforschungen von Schubert und Sudhoff II. pag. 128.

doch auch nicht unbemerkt bleiben, daß er im Gegensatz zu seinem Vater seine Mutter in seinen Schriften niemals erwähnt.

Den ersten Ruhepunkt und Wirkungskreis fand Theophrast im Jahre 1527 zu Basel. Auf Oekolampads Empfehlung wurde er vom dortigen Stadtrate als Professor der Physik, Medizin und Chirurgie mit guter Besoldung angestellt. Am 5. Junius 1527 kündigte Parazelsus durch ein kurzes lateinisches Programm an, daß er gesonnen sei, 2 Stunden täglich seine eigenen Bücher über Medizin 2c. zu erklären, um die Erkenntnis und Kur der Krankheiten den Wißbegierigen einzuprägen und zwar ohne Beobachtung fremder Autoritäten. Zunächst trug er die Lehre von den Wunden, von der Gelbsucht, die Beurteilung des Urins, des Pulses und der Physiognomie vor und reihte daran die Behandlung von weiteren vierzehn Krankheiten. Der Beifall, der seinen Vorlesungen zu teil wurde, steigerte sich bald zur Verwunderung, denn abgesehen von ihrem reellen Wert, gewannen die Lehrvorträge besondern Reiz, weil er dieselben in deutscher Sprache hielt. Dieses war ein unerhörtes Unterfangen, in formeller Beziehung geradezu eine Kriegserklärung an den alten Schulzwang. Was Wunder also, wenn er sich gewaltige Feinde zuzog!

Bei dem tiefen Ernste, mit welchem Hohenheim seine Stellung als Arzt und Stadtphysiker auffaßte, ist es natürlich, daß er seine stadtärztlichen Funktionen mit aller Energie zu handhaben suchte und die notwendig befundenen Maßnahmen, auch wenn sie auf das allseitigste Widerstreben der beteiligten Kreise stießen, durchzusetzen sich bemühte. So behandelte er in einer Eingabe an den Senat die Mißstände des damaligen Apothekenwesens, ein Thema, das er auch später noch vielfach ventilierte. Die Reformen, welche er hier einführen wollte, betrafen namentlich die Einsetzung einer Aufsicht und Kontrole über die Stadtapotheken im Auftrage des Magistraten durch einen Sachverständigen. Ja er verlangte auch eine indirekte Kontrole über die Aerzte dadurch, daß die Apotheker verpflichtet seien, pharmaceutisch bedenkliche Rezepte dem jedesmaligen Stadtarzte zur Begutachtung und event. Kassierung vorzulegen. Auch sollte jeder Art von Paktierungen und Teilgeschäften zwischen Aerzten und Apothekern gesteuert und eine einheitliche Arzneitaxe eingeführt werden.

Man sieht, Parazelsus hatte ein scharfes Auge für die Schäden des damaligen Apothekenwesens; er hatte sich eingehend mit diesem

Gegenstand beschäftigt. Es waren für seiner Zeit recht weitgehende Forderungen, deren Beobachtung heute in fast allen Punkten anerkannt ist. Scherer, Professor der Chemie in Petersburg, sagt in seiner Festrede über Theoph. Parazelsus: „Die Pharmacie hat ihm eine große Revolution zu verdanken und Ernst Meier in seiner im Jahre 1889 erschienenen Geschichte der Chemie drückt sich also aus: „Die Pharmacie verdankt Parazelsus alles.“ Den Zorn der damaligen Aerzte lud er auch deswegen auf sich, daß er es verschmähte, in der blutroten Amtstracht der mittelalterlichen Aerzte zu erscheinen. Den „Doktor“ konnte man ihm freilich nicht auf der Straße ansehen in seiner einfachen Tracht, und seine Kollegen fühlten sich durch diese Neuerung umsomehr in ihrem Rechte, den allem Altehrwürdigen so auch äußerlich opponierenden Mann, nicht als Doktor und Kollegen anzuerkennen. Heinrich Bullinger mag den Mann bei seinem Aufenthalt in Zürich im Herbste 1527 vielleicht aus diesem Grunde nicht für voll genommen haben und in der Erinnerung an dieses undoktoralische Auftreten geschrieben haben, „er habe wie ein Fuhrmann ausgesehen.“

Diese üble Stimmung bei seinen Amtsbrüdern steigerte sich je länger je mehr, besonders nach einer Kur, welche Parazelsus bei dem Buchdrucker Johann Froben, einem Freunde des Erasmus und andern Gelehrten, verrichtete. Froben war von bedeutender Höhe herabgestürzt und bekam die heftigsten Schmerzen am rechten Fuße. Es fehlte nicht an Aerzten, welche auf eine Amputation drangen. Allein Parazelsus verschaffte ihm durch ein Opiummittel Schlaf und stellte ihn überhaupt so weit wieder her, daß er zweimal zu Pferd nach Frankfurt reisen konnte. Der Streit mit einem gewissen Domherrn Cornelius v. Lichtenfels schlug endlich dem Fasse den Boden aus und veranlaßte Theophrastus zu seinem Abgange von dieser Stadt. Cornelius hatte unserm Doktor für Heilung vom Magenweh, wovon ihn bereits alle übrigen Aerzte erfolglos behandelten, 100 Gulden versprochen, weigerte sich aber, da Heilung bereits nach 3 Opiumpillen eintrat, sein Versprechen zu halten. Parazelsus klagte. Der Urteilsspruch lautete, daß der Kanonikus nur nach der gewöhnlichen Medizinaltaxe zu zahlen habe, was in diesem Falle 6 Gulden ausmachte. — Jetzt riß dem sanguinischen Mann die Geduld; er vergaß die Verpflichtung des gleichmäßigen Gelassenseins, wie sie dem Bahnbrecher neuer reformatorischen Gedanken kleinen

mißlichen Aeußerlichkeiten des Lebens gegenüber geziemt hätte, und ließ seinem leidenschaftlichen Temperamente frei die Zügel schießen.

„Böse Zettel ließ er fliegen.“ Mit Pasquill „vom heiligen Laudanum“, dessen Titel selbstverständlich ironisch gemeint war und worin ihm zum erstenmal der Schimpfname „Cacophrastus“ beigelegt wurde, antwortete man ihm. Genug, der Streithandel spitzte sich so zu, daß Parazelsus Basel heimlich verließ und sich nach dem Elsaß flüchtete.

Man liest in romanhaften Schilderungen, Hohenheim habe in Basel seine Thätigkeit begonnen, daß er vor versammelter Zuhörerschaft im Hörsaale feierlich Galens und Avicenas Werke verbrannte als Symbol seiner aufsteigenden Monarchie in der Medizin. „Denkbar wäre es wohl, meinen Schubert und Sudhof und andere Parazelsisten, daß Theophrastus, gerade durch das erwähnte Pasquill veranlaßt, als Antwort darauf in einem spätern Kolleg den Manen Galens dies feurige Opfer dargebracht und die von ihm verachteten Schriften in den brennenden Höllenpfuhl geworfen hätte.“ Er selbst und ebenso sein Schüler Toxites sprechen bloß von einer Verbrennung des „Kanon des Avicenas“, den er ins St. Johannisfeuer geworfen, auf daß alles Unglück, so derselbe schon gestiftet, in Rauch aufgehe. Die meisten Autoren geben zu, daß diese Handlung, die stark an die Wittenberger Bannbullenverbrennung mahnt, auf dem Markte beim Zusammentreffen mit seinen Schülern an einem solchen Feuer beim Verlassen des Kollegs, aber nicht im Hörsaal geschehen sei. — Was nun den Vorwurf und die Art der Polemik, mit welcher Parazelsus gegen seine Feinde zog, anbetrifft, so muß zugegeben werden, daß sie in unseren Tagen eines gebildeten Mannes nicht würdig wäre. Deshalb unseren Reformator aber kurzweg zu einem pöbelhaften Grobian zu stempeln, ist um so weniger am Platze, als Sie alle wissen, daß der Vorwurf der Rohheit ihn genau so trifft, wie alle seine Zeitgenossen. Wer damals deutsch schrieb, konnte kaum anders auftreten, „die Ohren waren damals für ein starkes Wort nicht so empfindlich wie jetzt,“ meint Dr. Hans Locher in seiner paraz. Schrift, und es nahmen selbst die Gebildetsten an derben Ausdrücken, Spott- und Schimpfreden kein Aergernis, sondern bezahlten derartige Angriffe mit gleicher Münze zurück.“ Sie werden es angesichts des Streites mit dem Kanonikus Lichtenfels und den traurigen Erfahrungen, die er mit dem Markgrafen Philipp v.

Baden, machte, den er von dem Tode gerettet hatte, entschuldigen, wenn Theophrast zum Schwure kam: keinem Fürsten mehr Arznei zu geben, er hätte denn zuvor den Gewinn in seiner Tasche, auch keinem Edlen, keinem Mönche und keiner Nonne, und wenn ein Arzt ihn brauche, denselben nur aufs teuerste zu behandeln, keinen Apostaten mehr anzunehmen, dagegen sonst allen Sekten, Frauen, den Martialischen und den Satunarischen, wie überhaupt allen Schwerbeladenen Hilfe zu bringen."

Um sich eine richtige Vorstellung von den Vorgängen zu machen, die sich an das Auftreten des Parazelsus als Lehrer in der Medizin in Basel knüpften, muß man sich die großen Ereignisse vergegenwärtigen, die am Ende des 15. Jahrhunderts den Blick der Menschen erweiterten, so die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, die Aufhebung des Fehderechtes in Deutschland, alles Ereignisse, welche die Entfaltung der Künste und Wissenschaften beförderten und dem Recht, selbst zu prüfen, weite Wege bahnten. Dieses Recht beanspruchte auch Parazelsus; den Geist frei zu machen von dem Autoritätsglauben, belebte und leitete auch ihn.

Streifen wir gleich noch den Vorwurf, Theophrast habe kein Latein verstanden. In dem bekannten Pasquill auf Hohenheim, das an den Thüren des Domes, der Kirchen zu St. Martin und St. Peter und an der neuen Börse in Basel 1527 angeschlagen war, ist von diesem Makel keine Rede, denn jedermann wußte, daß Hohenheim auch im Kolleg lateinische Sätze als Leitfäden für seinen deutsch zu haltenden Vortrag zuweilen diktierte. Daß aber der Sohn eines Arztes, der bei seinem Vater, dem der Besitz einer reichen Bibliothek nachgerühmt wird, der bei mehreren Geistlichen Unterricht genoß und die hohen Schulen zu einer Zeit besuchte, wo das Latein noch das A und O aller Bildung war und alle Vorlesungen in dieser Sprache gehalten wurden — daß derselbe nicht lateinisch verstanden haben sollte, wäre ja geradezu unglaublich. Uebrigens zeugen die Briefe Hohenheims aus Kolmar an Bonifazius Amerbach in Basel zur Genüge, daß er dieser Sprache vollkommen mächtig war;[1]) ja selbst mit dem Griechischen und Hebräischen war er wenigstens so vertraut, daß er diesen seine selbstgeschaffenen termini entlehnte.[2])

---

[1]) Briefe in latein. Texte siehe Schubert und Sudhof II. pag. 61. 72.

[2]) Eine ganze Reihe dem Griechischen entlehnter Termini Hohenheims siehe „Compendium" v. J. Gohori 1568 pag 316.

Nachdem der „Einsiedler" Basel verlassen hatte, begann er ein unstetes Leben. Zunächst wandte er sich, wie schon bemerkt, wieder nach dem Elsaß, wo sich ihm als Schüler der bekannte Johann Oporinus anschloß, welcher später Professor der griechischen Sprache und Buchdrucker in Basel wurde. Er war es, der viel zur Verunglimpfung seines Lehrers beitrug, indem er über ihn mit großer Härte und Undankbarkeit urteilte. Erst nach dem Tode seines Meisters bereute er sein früheres Betragen und leistete zum Teil Widerruf. Ueberhaupt hatte sich Parazelsus viel über seine Schüler zu beklagen, sie wurden sehr häufig seine übelwollenden Kritiker und es ist zweifellos, daß sie viel verschuldet haben an der Mißdeutung, die den Schriften ihres Meisters zuteil geworden ist. Parazelsus sagt: „Sie waren meine Schüler, wie Judas ein Apostel. Sie schämten sich nicht, von mir zu lernen. Manche sind davon geflogen, ehe die Pfanne noch kalt war. Sie haben mir die Federn vom Rock gelesen, den Urin aufgewärmt, gedient und gelächelt, sie sind wie ein Hündlein um mich herumgestrichen, haben sich meiner Lehre gerühmt, sind aber zu früh aus der Schule gegangen."

Dem Gefolge des Parazelsus scheinen sich viele katilinarische Existenzen angeschlossen zu haben, denn 21 Knechte hat ihm nach seinem eigenen Geständnis der Scharfrichter weggenommen. In Colmar schrieb er sein Buch von den offenen Schäden, sowie von den französischen Blattern. In Innsbruck als Vagabund ausgewiesen, traf er wackere Freunde in der Stadt Sterzing im Tirol, welcher er seine vorzügliche Schrift „von der Pestilenz" gewidmet hat. 1531 ging er nach der Schweiz zurück, nach St. Gallen, Zürich und Umgebung, 1535 besuchte er das Bad Pfäffers und schrieb dort die Abhandlung über die Heilwirkungen dieser Thermen. Dieses Dokument, wenn auch nicht von historischem Werte, liegt im St. Galler Stiftsarchiv und bietet einiges Interesse, weil man daraus Hohenheims deutschen Stil im brieflichen Verkehr mit seinen Schweizer Landsleuten erkennen kann.[1]) In St. Gallen war es Rathsherr Bartholomäus Schobinger, der wegen seines Reichtums und seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Wissenschaften

---

[1]) Consilium Hohenheims für Johann Jakob Rußinger, Abt zu Pfäffers, siehe Schubert und Sudhof II. pag. 171.

den Beinamen der „reiche Philosoph" führte, welcher sich durch seine Vorliebe für Chemie mit Hohenheim befreundete. Aus dem Schobinger'schen Familienbesitze soll denn auch ein Oelbild des Parazelsus in die Sammlung des historischen Vereins in St. Gallen gekommen sein, wo es heute noch zu sehen ist.

Auch während seines Aufenthaltes in St. Gallen hatte der berühmte Doktor zwei launige Stücklein seiner schwarzen Kunst abgelegt.

Ich will nicht erzählen, wie er dem Stadtpfeifer Rüscheler den Teufel als weißes Reitpferd verschaffte, um damit nach Baden reiten zu können, will aber nicht verschweigen, wie er einem Knaben das Uebel an der Hand durch Aufbinden von Regenwürmern heilte. Kaspar Tischmacher in St. Gallen hatte einen kranken Sohn, dessen Behandlung er dem berühmten Arzte aus der Fremde anvertraute. Der Knabe litt wahrscheinlich an einem kariösen Prozeß eines Handknochens, bei welchem der erfahrene Wundarzt den kranken Knochen (oder Knochensplitter?) entfernen mußte, natürlich durch einen Schnitt.

Da Lister noch nicht geboren war und demgemäß die aseptische Operationsmethode noch nicht einmal in den Windeln lag, kann es uns nicht Wunder nehmen, daß dem kleinen chirurgischen Eingriff eine entzündliche Schwellung der Hand folgte; die so sehr gefürchtete „Kontraktur" war da. Unserem in Belagerung und Schlachten, in Spitälern wie im freien Felde, in fürstlichen Schlössern und ärmlichen Hütten erprobten Heilkünstler wurde gewiß nicht bange ob dieses kleinen Malheurs, dessen Verlauf unter seiner sachkundigen Pflege einen günstigen Ausgang nehmen mußte. Anders dachte der ängstliche Vater, und die salbadernden Nachbarn machten die Sache vermutlich noch schlimmer, als sie in Wirklichkeit war. Zudem werden die schadenfrohen Zunftgenossen von der niederen Chirurgie, welche den bösen Ausgang solcher instrumentaler Eingriffe aus der bisherigen Praxis nur zu gut kannten, das Feuer der Entrüstung gehörig geschürt haben. Es kam schließlich dazu, daß sich Parazelsus wegen seiner Operation vor den wohlweisen Vertretern der löblichen Baderzunft („Magistri chirurgiæ") verantworten sollte.

Hohenheim lehnte jedoch das Erscheinen vor diesen Zunftmeistern unter sehr derber Bezeichnung ihrer klysmatischen Handleistungen ganz energisch ab. Selbstverständlich fand er es unter

seiner Würde, vor einem solchen halbfachmännischen Forum die Gründe für seine echt chirurgischen Maßnahmen darzulegen, deren präzise Wirkungen er allein kannte.

Tischmacher, der geängstigte Vater, ging aber weiter und verklagte seinen Arzt vor dem Senat. Doch unser Doktor, der während seiner langen Wanderschaft schon ganz andere Abenteuer erlebt hatte, ließ sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Er verlangte nur ein paar Wochen Zeit: dann würden die verordneten Mittel die entzündlichen Erscheinungen schon beseitigen, und die vorhergesagte Heilung nach Wunsch sich einstellen. Auf Verwenden des Bartholomäus und Hieronymus Schobinger, die, wie wir bereits wissen, unserm Einsiedler Arzte sehr gewogen waren, hatte der Rat denn auch ein Einsehen und bewilligte vierzehn Tage Aufschub.

Als die Steifigkeit der Hand auch dann noch nicht ganz verschwunden war (vielleicht hatte der Rat die Gnadenfrist zu kurz bemessen), eilte Tischmacher neuerdings von Pontius zu Pilatus. Nachdem er die „3 consules" vergeblich um Beistand angerufen, setzte er zu guter Letzt den „tribunus plebis" in Bewegung, und nun rottete sich, wie in Schillers „Kampf mit dem Drachen," das Volk zusammen und die Wogen der Entrüstung drohten den sturmerprobten Arzt zu verschlingen.

Da mußte etwas Besonderes geschehen! Hohenheim war seiner Sache gewiß, die erforderliche Zeit war verflossen, der Schalk regte sich in ihm. Er hatte seinen Spott mit der gesamten blinden und unwissenden Gevatterschaft und beschloß, da die Heilung in einigen Tagen ganz sicher eintreten mußte, den allzu ängstlichen Seelen einen gehörigen Schabernack zu spielen. „Bindet lebende Regenwürmer für eine Nacht auf!" so lautete sein Orakelspruch. Es ist gleichgiltig, ob Parazelsus dieses geheimnisvolle Mittel ad hoc erfand, oder ob er schon einmal auf seinen Wanderungen diese Panacee von einem alten Weibe, einem Quacksalber oder Zigeuner hatte anwenden sehen — item, die Regenwürmer wurden aufgebunden und erwartungsvoll harrte die Menge der Dinge, welche da kommen sollten. Und, o Wunder! In drei Tagen hatten die Regenwürmer die Heilung zu stande gebracht, alles Volk erstaunte gewaltig, und mit innerlichem Lächeln über die Glaubensseligkeit der Tischmacherschen Sippe nahm der schalkhafte Arzt die Glückwünsche für die „große Kur" entgegen. So war alles zum frohen Ende gediehen

und die Heilkraft der Regenwürmer stand bei dem biedern Tischmacher wohl noch lange in hohem Ansehen. Der Vorfall selber zeigt so recht deutlich, wie Theophrast zeitlebens eine gute Dosis urwüchsigen Humors und schelmischer Laune besaß, und wir wollen daher dem gewissenhaften Rütiner auch für diese als wahr verbürgte niedliche Anekdote unseres vielgeprüften Arztes dankbar sein. Wer Lust haben sollte, die Regenwürmerposse ernsthaft zu nehmen, dem wollen wir einige historische Notizen nicht vorenthalten. Regenwurm-Präparate giebt schon Dioscorides an, und in alten Rezeptsammlungen des 16. Jahrhunderts findet man vielfach Regenwurmöl, -pulver, -wasser u. s. w. empfohlen. Selbst gegen den „Wurm" am Finger gebrauchten ältere und neuere Quacksalber mit ganz besonderer Vorliebe lebende Regenwürmer. Wer weiß, ob die St. Galler Regenwurmgeschichte nicht auch die Grundlage für anderweitige ähnliche Wunderkuren abgegeben hat![1])

1536 begegnen wir ihm in Augsburg, wo er den 2. Teil seiner „großen Chirurgie" dem nachmaligen Kaiser Ferdinand dem I. zueignete. Von Augsburg wurde er zum Obererbmarschall von Böhmen berufen, um ihn von einem veralteten Gichtübel zu heilen; er traf ihn aber in einem ganz hilflosen Zustande. Von dort ging er nach Wien und durch Ungarn nach Kärnten und schrieb in St. Vest seine Chronik des Landes Kärnten. In diese Zeit soll die Blüte seiner schriftstellerischen Thätigkeit gefallen sein; das große Werk „de natura rerum" von den tartarischen Krankheiten, „Die Verteidigungen", „Das Labyrinth der Aerzte".

Im Jahre 1541, 15. April, kam Parazelsus nach Salzburg. Ob ihn der wissenschaftlich gebildete Fürsterzbischof Ernst, Pfalzgraf zu Rhein und Herzog von Bayern dahin berufen hatte, ist unbestimmt. Er dachte hier, die Früchte seiner vielen Arbeiten und Mühseligkeiten zu genießen, allein schon am 24. Sept. desselben Jahres 1541 starb er nach kurzem Krankenlager, 48 Jahre alt, in einem kleinen Stübchen des Wirtshauses zum „weißen Roß" genannt und wurde auf dem Kirchhofe zu St. Sebastian begraben. — Ueber die Art seines Todes gingen verschiedene Berichte. Helmont sagt, er sei an Gift gestorben, Heßling, gestützt auf die Aussage eines ehrsamen Bruders, des Anselmus Scharat,

---

[1]) Näheres Schubert und Sudhoff II. pag. 133.

behauptet, er sei von der Dienerschaft mehrerer ihm feindlich gesinnten Aerzte bei einem Gastmahl in meuchelmörderischer Absicht überfallen und über einen Felsen hinabgestürzt worden und sei infolge der erhaltenen Verletzungen nach 3 Tagen gestorben. Diese Aussage erhielt eine Begründung durch den berühmten Sömmering, welcher im Jahre 1812 Parazelsus' Schädel untersuchte. Er entdeckte daran einen Riß des linken Schläfenbeines, der sich bis zur Schädelbasis hinab fortsetzte und von dem er behauptete, er könne nicht am trockenen, toten Schädel, sondern er müsse am feuchten und lebenden Schädel entstanden sein. Sömmerings Meinung wurde zwar von einigen in Zweifel gezogen, so namentlich von Osiander in Göttingen; aber seine Autorität genügte, ihr weitern Glauben zu sichern. Erst die von Aberle, Professor der Anatomie wiederum aufgenommenen Untersuchungen am Schädel erregten und begründeten allgemeinen Zweifel. Aberle macht auf die schwache Krümmung und die nach vorn zunehmende Weite der Spalte aufmerksam; auch die innere Oberfläche des Schädels, die Verwachsung der Schuppennaht bilde gewichtige Bedenken gegen die Annahme einer solchen Verletzung während des Lebens, auch müßte eine solche auch äußerlich an den Weichteilen sichtbar gewesen sein.

Davon aber enthalte das Testament, welches 3 Tage vor dem Tode in Gegenwart von Zeugen und mit genauer Erwähnung aller Nebenumstände verfaßt worden ist, nicht die geringste Andeutung. Professor Aberle nimmt an, daß die Verletzung erst nach seinem Tode, wahrscheinlich bei Uebertragung der Knochen aus der ursprünglichen Begräbnisstelle in das neue Epitaphium durch ein Grabscheit verursacht wurde. Mit dieser Ansicht erklärte sich auch Professor Ziegler unter Zustimmung der Versammlung von Aerzten, welchen Aberle den Schädel des Parazelsus vorzeigte, einverstanden.[1])

Sein nicht bedeutendes Vermögen vermachte Parazelsus den Armen, seine Bücher und Schriften dem Bürger und Barbier Andreas Wendel. An gedruckten Büchern hinterließ er eine bibl. Konkordanz, einen Auszug aus der Bibel, ein neues Testament, und die Kommentare des hl. Hieronymus zu dessen Evangelium 2c. Dann auch eine geschraubte silberne Kugel an einem silbernen Kettl, 8 Lot und ein Quintel wiegend. Es ist möglich, meint

---

[1]) Theoph. Paraz. v. Dr. Aberle pag. 46—59.

Dr. Aberle, daß Theophrast in dieser Kugel seine Laudanum-Pillen mit sich getragen hat, möglich auch, daß Parazelsus bei seiner frühern Prunksucht die Kugel auf dem Schwertgriff als Knauf befestigt hatte und erst in letzter Zeit, als ihn die Abnahme der Kräfte verhinderten, sein Schwert bei sich zu führen, selbe entfernte und mit einem Kettchen versehen ließ. Ein Schwert ist übrigens in seinem Testament nicht aufgeführt, fehlt aber in den meisten Abbildungen des Parazelsus nicht.[1])

Nach seinem Tode hub ein langwieriger Streit zwischen Parazelsisten und Anti-Parazelsisten an, woran die ganze wissenschaftliche Welt, ja sogar die Fakultät und das Parlament zu Paris beteiligt war, was von der Größe des Mannes zeugt. Es dauerte Jahrhunderte, bis man anfing, dem Toten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und erst in unsern Tagen beginnt eine eingehende und sorgfältige Geschichtsforschung die Ansichten über ihn zu klären und läßt uns die ganze Größe dieses seltenen Geistes erkennen und seine Leistungen auf dem Gebiete der Medizin würdigen.

Obermedizinalrat Dr. Kerschensteiner in München sagte vor einer Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte:[2])

„Bei der Lektüre der Parazelsischen Schriften bin ich der von dem königlichen Leibarzte Johannes Huser bei Lazarus Detzner in Straßburg besorgten Ausgabe vom Jahre 1603 in 4 Foliobänden gefolgt. Hierin sind abgedruckt 84 Abhandlungen, die meisten erst nach seinem Tode veröffentlicht. Die Durchsicht dieser einzelnen Abhandlungen darf man sich nicht verdrießen lassen, wenn man ein selbständiges Urteil über die wissenschaftliche Bedeutung des Autors gewinnen will. Meiner Meinung nach, und diese weicht allerdings von jener der meisten medizinischen Geschichtschreiber ab, — sind die philosophischen und theosophischen unseres Theophrastus viel weniger wichtig, als einzelne rein fachliche, der Heilkunde für alle Zeiten unverloren bleibende Bücher, hervorgegangen aus reiner Beobachtung und Erfahrung.

---

[1]) Näheres über das Inventarium siehe Dr. Aberle pag. 11, Note 13, und Lebenwald Nachrichten über Nachlaß (Seite 105).

[2]) Der Vortrag des Dr. Kerschensteiner in München zum Gedächtnis an Theophrastus Parazelsus an dessen 340. Todestage wurde uns in verdankenswerter Weise von dem Stadt-Museum Carolino-Augusteum in Abschrift des Manuskripts überlassen.

Ob Parazelsus sein von den böswilligen Gegnern immer citiertes „Paranirum" oder „Paragranum", oder „de rerum natura", oder „Cœlum philosophorum," oder „de lapide Philosophorum,", oder die „Tractate über die Philosophie" oder die sieben großen Bücher „Archidaxeos magicæ" geschrieben hat, das ist für die Fortbildung der Heilkunde volkommen gleichgültig gewesen: aber daß er die 3 großen Bücher der Wundarznei, das Spitalbuch, die 7 Bücher von den offenen Schäden, die Vorlesung über die Wunden, die kleine Chirurgie, die Abhandlungen über das Bad Pfäffers, das Büchlein von der Pestilenz an die Stadt Stertzing, die Chronik des Landes Kärnten und ähnliches hinterlassen, das hebt ihn auf die Stufe eines unbefangenen Beobachters mit unversehrten Sinnen und hellem Verstande. Mir gefällt am besten seine Schrift über die „Bergsucht", deren Hauptinhalt die Quecksilber- und Bleivergiftung bildet. Er hatte in den kärntnerischen Bergwerken Gelegenheit, diese Krankheiten zu beobachten. Die Schilderungen sind meisterhaft. Er zeigt sich darin als Beobachter, als Forscher, als denkender Arzt. An seinem Kommentar zu den Aphorismen des Hippokrates kann man sich geradezu erbauen, sie sind originell, häufig genug witzig und immer treffend durch ihre Schärfe. Zählen wir zu seinen Arbeiten von dauerhaftem Werte noch die vielen Abhandlungen über das Podagra, über die „Franzosen", seine Verteidigungen und Konsilien, so wird doch wohl außer Zweifel sein, daß Theophrastus ein selbstforschender, selbstdenkender und selbstproduzierender Mann war. „Wer sein eigen sein kann, verkaufe sich nicht an einen andern," war sein stolzer Wahlspruch, und er ist ihm weder in seinem Leben noch in seinen Schriften je untreu geworden. Aus diesem seinem, von männlichem Selbstbewußtsein zeugenden Wahlspruche erklärt sich vieles von seinem Gebaren. Nachdem er sich schon in früher Jugend von Galen und den Arabern frei gemacht hat, so mußte in jener gewaltigen, gährenden Zeit sein Selbständigkeitstrieb in raschem Aufstreben sich mit den Trägern der alten Anschauung alsbald in Opposition setzen.

Und das war nun im höchsten Grade der Fall: „in polternder Weise schreckte er" — wie der geistvolle medizinische Geschichtschreiber Friedrich Karl Hecker sagt, „die auf ihrem Aristoteles, Galen und Avicena sanft schlummernden Gelehrten höchst unsanft auf."

Unter Philosophie verstand Parazelsus das, was man heutzutage im weitern Sinne Physiologie nennt; so ist auch zu verstehen, wenn er sagt: „Der Arzt, der nicht durch die Philosophie in die Arznei eingeht, geht nicht durch die rechte Thür, sondern eben zum Dache hinein, und werden aus ihnen nur Mörder und Diebe."

Den Hauptinhalt seiner Theorien, die einen großartigen kosmopolitischen Charakter an sich tragen, kann man mit einigen Worten, Schlagwörtern, darstellen: die Schöpfung geschah durch eine Gottheit, die er Urkraft — Yliaster nannte; alle Dinge, jedes einzelne Geschöpf ging aus drei Urstoffen hervor: Salz, Schwefel und Quecksilber. Diese Dreiheit der Dinge spielt bei seiner Weltanschauung durchwegs die Hauptrolle. Ein Fortschritt lag allerdings den bisherigen Anschauungen vom Leben in dieser Aufstellung. Während die Alten bisher die Lebenserscheinungen mit allgemeinen physikalischen Prinzipien erklärten, basierte er diese Erklärung auf die Erkenntnis des organischen Prozesses in dem Körper selbst, womit er der Medizin einen neuen Boden schuf. Man kann ihm zum Vorwurf machen, daß er die Anatomie zu wenig hoch schätzte, allein ein Verächter derselben, wofür ihn seine Feinde ausgaben, ist er nie gewesen. Die Wichtigkeit der Leichenöffnungen hat er gar wohl erkannt, da er mehrmals erwähnt, daß man auf diesem Wege, so in Venedig 3 Steine im Magen, ferner Würmer im Gehirn, wo sie die Hirnhaut durchbohrt und Gehirn-Entzündung veranlaßt hätten, und im Herzen gefunden habe.

Eine große Rolle spielen in seinen Schriften der Makrokosmus und der Mikrokosmus, der erstere ist die Natur im Ganzen, der letztere das Spiegelbild, die Wiederholung derselben im Individuum. Die Wissenschaft vom Makro- und Mikrokosmus zusammen bildet das, was er mit dem Namen „Astronomie" bezeichnete, einzelne Teile dieser Wissenschaft benennt er mit dem Namen: Magie und Alchimie. Hier gelangen wir an einen Punkt, in welchem über den guten Theophrast sehr viel Mißverständnis herrscht.

Hat Parazelsus sich auf die Kunst „Gold zu machen" verlegt? Hat er den Stein der Weisen gesucht? Hat er ein Elixir bereitet, das dem Menschen eine überaus lange Lebensdauer verschaffen kann? Er hat — muß man auf diese Frage antworten — jede diese drei damals so verlockenden Künste getrieben, aber er hat aus keiner derselben eine Lebensaufgabe gemacht; sein Ziel war ein edleres über

die Selbstsucht und den Eigennutz seiner Fachgenossenschaften weit erhabenes. Eine echt menschenfreundliche Gesinnung, die in seiner vielverzweigten ärztlichen Thätigkeit nie einen Unterschied zwischen Reich und Arm erkennen läßt, wie es einem echten Arzt ziemt, eine genaue Kenntnis der Naturgegenstände, dazu ein hoher Grad von bürgerlicher Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit schützte ihn vor unlauteren Bestrebungen und Handlungen. Weder die „Goldmacher-Kunst" noch die Erwerbung des „Steines der Weisen" hat Theophrast lebenslänglich ernstlich betrieben — die letztere hat er wohl am ehesten im Laboratorium des genannten Fugger in Schwaz sich zum Gegenstand der Beschäftigung wählen müssen, dagegen war es in der That eine Herzensangelegenheit für ihn, ein Elixir zu erfinden, welches dem Menschen das Leben verlängern könnte. In dem festen Glauben, dieses gefunden zu haben, ist er auch in die Grube gefahren.

Eine Sage erzählt uns[1]): Im Jahre 1538 befand sich der berühmte Arzt in Wien, wo er durch seine Kuren das größte Aufsehen machte und unter den damaligen Aerzten auch viele erbitterte Gegner fand, was ihn aber wenig kümmerte. In der Schenke „zum schwarzen Adler" (damals Adlergasse Nr. 4, heute an der Stelle des demolierten Hauses ein Prachtbau der Neuzeit) pflegte Parazelsus gerne einzukehren. Es gab da mit den Aerzten, Studenten und Bürgern gar manchen Disput mit Worten auszufechten, wobei der jähzornige Parazelsus mit seinem großen Schwerte oft so heftig in den Tisch hinein hieb, daß die Pillen aus dem Schwertknopfe heraussprangen, die der Arzt darin verborgen trug.

Auf der Außenseite der erwähnten Schenke befand sich vor Jahrzehnten noch ein Steinbild, das einen behäbigen Wirt vorstellt, der einen Pfennig recht inbrünstig küßt. Darunter befand sich folgende Inschrift:

Der teure Theophrast, ein Alchimist von allen,
Kam einst in dieses Haus und konnte nicht bezahlen,
Die Zech, die er genoß. Er trauet seiner Kunst,
Mit welcher er gewonnen viel großer Herren Gunst.
Ein sicheres Gepräg von schlechtem Wert er nahme,
Tringierte es zu Gold; der Wirt von ihm bekame,

[1]) Oesterreichisches Sagen- und Märchenbuch von Ferd. Zöhrer pag. 125.

Dies glänzende Metall. Er sagt: Nimm dieses hin,
Ich zahl ein Mehreres, als ich dir schuldig bin.
Der Wirt ganz außer sich, bewundert solche Sache,
Den Pfennig küsse ich, zu Theophrast er sprach.
Von dieser Wunderg'schicht, die in der Welt bekannt,
Den Namen führt das Haus, z. „Küßdenpfennig" gnannt.

Die „Teufelsbündnerei" hat man ihm nachgesagt, ohne dafür Beweise zu bringen.

Ein unvergängliches Verdienst hat sich Parazelsus durch die Einführung einiger Metalle in den Arzneischatz erworben. Hiebei wird sichtbar, daß die besten Seiten der parazelsischen Lehre der Chemie ihren Ursprung verdanken, wie überhaupt, was ich nicht zu bemerken unterlassen kann, die Chemiker den Leistungen des Parazelsus in hohem Grade gerecht wurden, jedenfalls in höherem Grade als die Aerzte. So sagt Liebig: „Parazelsus entwand die Chemie den Händen der Goldmacher und machte sie zu einer Hilfswissenschaft der Medizin. An Stelle der einzigen, ausschließlichen und noch dazu unlösbaren Aufgabe erhielten nun die Chemiker eine große Reihe von Problemen, die sich sehr dankbar erwiesen, weil ihre Lösung innerhalb der Grenzen des menschlichen Könnens sich bewegte. Es ist klar, daß hiedurch ihr Nachdenken mächtig gefördert, ihr Gesichtskreis beträchtlich erweitert werden mußte. Von hier aus konnte sich die Chemie verhältnismäßig rasch zu einer geordneten, selbständigen Wissenschaft entwickeln."

Als Reformator in der Chemie wird er auch von den Professoren Alex Bauer in Wien und Ernst Meyer in Leipzig anerkannt; seine tiefen, kühnen, fast prophetischen Einblicke in die Lehre von der Entwicklung finden in Professor Euckens Abhandlung vollste Anerkennung.

Der Schwefel, das Gold, die Eisenmittel, die Spießglanzpräparate und die mineralischen Bäder wurden von ihm als Medikamente eingeführt, in zweiter Reihe das Kupfer und der cubische Salpeter ($Na\ NO_3$) auch das Zink als Mittel gegen Krämpfe ging von ihm aus. Für die Anwendung des Quecksilbers stellte er bestimmte Regeln und Anzeigen fest. Bei den Mineralwassern macht er darauf aufmerksam, wie notwendig dem Arzte die Kenntnis ihrer chemischen Bestandteile sei. Sein Universalmittel war ein sogenanntes „Laudanum", ob dieses Präparat mit unserer

jetzigen „safranhaltigen Opiumtinktur" identisch sei, läßt sich nicht mehr genau bestimmen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Er war der erste, der die Vornahme des Aderlasses und der Abführmittel nach den astrologischen Zeichen im Kalender tadelte. Auch vergiftete Wunden waren ihm bekannt.

Einen großen Fortschritt verdankt man ihm in der Behandlung der Geisteskrankheiten, was der treffliche Irrenarzt N. Dameraw gerne anerkennt. Mit Bestimmtheit erklärte sich Parazelsus gegen den allgemein herrschenden Aberglauben seiner Zeit, diese Krankheiten dem Einflusse des Teufels zuzuschreiben. „Die Wahnsinnigen," sagte er, „sind nicht vom Teufel besessen, als viele plappern, denn der Teufel und seine Gesellschaft gehen nit in kein unbesinnten Körper, der nit nach seiner Eigenschaft mit ganzer Vernunft regiert wird."

Die chronischen Krankheiten, welchen Parazelsus eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, waren die Wassersucht, die Schwindsucht und der damals überall herrschende Aussatz. „Die Art wie Parazelsus die tartarischen Leiden[1]) aufstellte, sagen Schubert und Sudhof, sind eine der größten Leistungen unseres Reformators, deren Genialität man nur dann recht beurteilen lernt, wenn er sich recht vergegenwärtigt, wie die Schulmedizin seiner Tage sich von dem alten Hirngespinste der vier Kardinalssäfte vollkommen befriedigt zeigt."

Ein fleißiges Studium wandte er bei seinen Kuren dem „Magnet in Substanz" zu, er hatte ein „magnetisches Pflaster" und eine „magnetische Tinktur" erfunden.

Großartig sind die Leistungen des Parazelsus auf dem Gebiete der Chirurgie; sie waren geradezu epochemachend. An die Spitze seines bedeutenden Werkes „der großen Wundarzneikunst" stellte er den Satz, daß „der Chirurg auch Arzt sein müsse." Mit diesem Satze setzte er die Chirurgie an die richtige Stelle im Gesamtgebiete der Heilkunde. Schon als Professor in Basel drang er auf die Vereinigung beider Fächer der Heilkunde. „Lernt's beyde oder laß unterwegen;" rief er aus. Zunächst hatte er hiebei die „Wunden" und „Geschwüre" im Auge, den Eiter nannte er die

[1]) Die Lehre von Tartarus umfaßt das weite Gebiet der Gerinnungs- und Exsudationsvorgänge ꝛc. im menschlichen Körper. Näheres siehe Schubert und Sudhof II. pag. 107.

„tierische Mumie“ oder den „natürlichen Balsam“, dessen Wirken man nicht durch zu viele Salben und Pflaster stören dürfe, denn die Vernarbung wird durch diese „tierische Mumie“ besorgt. Seine Richtung in der Chirurgie gehört der sogen. „konservierenden Methode“ an.

Alles in allem — war Parazelsus ein Reformator der Medizin?

„Diese Frage, sagt Kerschensteiner, ist wiederholt aufgeworfen und wiederholt in verschiedenem Sinne beantwortet worden. Soviel ist gewiß, daß er allein die Galenische Humoral-Pathologie nicht gestürzt hat, insofern also ein Reformator nicht genannt werden kann. Aber das ist auch sicher, daß er der erste war, der mit Mut und Unerschrockenheit einen großen Schutt von Irrtümern und Vorurteilen weggeschafft hat, der einen neuen Gedankenweg gefunden und gebahnt hat und mit Recht Anspruch erheben darf auf den Namen eines kräftigen Förderers der Heilkunde. Er hat ein altes, unbrauchbares, unbewohnbar gewordenes Haus niedergerissen, damit an dessen Stelle ein neues, auf den dauerhaften unzerstörbaren Grundlagen treuer Naturbeobachtung zu gründendes entstehen konnte. Die Irrtümer des Parazelsus sind mit den Parazelsisten und Rosenkreutzern zu Grabe gegangen. die Wahrheiten aber, die er gefunden, sind dem bleibenden Schatze der Wissenschaft für alle Zeit unverloren.“

Parazelsus war ein Mann der Praxis, ein Geist voll neuer revolutionärer Ideen und dabei doch wieder befangen in den engen Banden seiner Zeit und ihrer Anschauungen, mehr ahnender Pfadsucher als wissender Pfadfinder, ein begeisterter Freund und Lobredner der Erfahrung, aber ein konsequent arbeitender von Vorurteilen freier Forscher. Des Parazelsus Hauptverdienst liegt nach der Seite seiner Thätigkeit als praktischer Arzt. „Er hat,“ sagt Moritz Roth, „als Vesal in die Litteratur trat, die Humoralpathologie Galens und das Bücherwissen angegriffen. Allein gerade als Arzt hat dann Parazelsus die anatomische Arbeit mit dem Messer gescheut und sich seine Ansichten über den menschlichen Körper philosophisch konstruiert, und so hatte er trotz schöner und wahrer Ideen den richtigen Weg verfehlt. Parazelsus wirft schonungslos eine scheinbar felsenfeste Autorität, die des berühmt gewordenen Arztes Galenus über Bord, er kennt den Irrtum, aber

die Wahrheit völlig zu entschleiern, dazu war sein Geist zu unruhig, sein ganzer Charakter zu hastig, sein Wissen zu wenig zusammenhängend und tief."

Ungleich schwieriger gestaltet sich die Beurteilung von Parazelsus' Bedeutung und dem Einflusse auf seine Zeitgenossen, wenn man seine philosophische Richtung in Betracht zieht. Die Philosophie des Parazelsus ist Neuplatonismus, darin sind die Mehrzahl der Beurteiler, Escher, H. Delff, H. Haeser, Hermann Kopp, Liebig u. a. einig.

Von seiner neuplatonischen Lehre entwirft Escher folgende Schilderung. „Nachdem Gott alle Dinge aus Nichts geschaffen, hat er auch den Menschen aus einer Masse erzeugt, die ein Auszug des Subtilsten und Besten gewesen ist von allen Geschöpfen im Himmel und auf Erden. Der Mensch ist deswegen die kleine Welt; denn er ist ein Auszug aus allen Sternen, Planeten, aus dem ganzen Firmamente, aus der Erde und allen Elementen, er ist das fünfte Wesen, die Quintessenz. Er hat alle Kräfte und Eigenschaften der Welt in sich, ist aber nicht nach der Welt, sondern nach Gottes Bild gemacht, aus dem edelsten Kompositum, wie keines nimmermehr werden wird. Alle himmlischen Läufe, irdische Natur, wässerige Eigenschaft, lüftische Wesen sind in ihm; in ihm ist die Natur aller Früchte, der Erde und aller Erze, Natur der Wasser, dabei auch alle constellationes. Wie der Mensch seinen Leib von den Elementen, so ernährt er seinen Geist aus dem Geiste der Gestirne. Die Sonne und die Sterne gießen nämlich nicht bloß elementisch zur Erwärmung und Erhaltung ihre Strahlen in den Menschen, sondern auch siderisch, indem sie ihm Kräfte, Weisheit und Kunst geben. Neben dem elementarischen Leben des Leibes und dem siderischen des Geistes hat aber der Mensch noch eine Seele oder die Vernunft. Diese kommt ihm unmittelbar von Gott. Das elementarische Leben und der Geist hören im Tode auf; die Seele aber stirbt nicht, sie geht zu Gott zurück."

Mag man nun behaupten, daß in den Grundanschauungen Parazelsus' mystische, astrologische, theosophische und kabbalistische Vorstellungen verwebt seien, so muß man anderseits doch zugeben, daß es Aussprüche eines von Genialität überfließenden, phantasiereichen Kopfes sind, der mit kühnem Griffe das in gedankliche Beziehung setzte, was räumlich und zeitlich so weit getrennt war.

„Sonne und Mond, Himmel und Erde, die Strahlen der Gestirne berührten sich in dem Denken des Parazelsus, er schuf neue Analogien, neue Vergleichungspunkte und entzündete so neue Gedanken," sagt Albrecht v. Rau. Hierin ist zunächst das Geheimnis seines Einflusses auf seine Zeit zu suchen, er gab ihr, was sie nicht hatte. Das galenische System mit seiner formellen, lehrhaften Vollendung war nach und nach zur bloßen Schablone entartet, hatte alles Ursprüngliche, aus der Anschauung schöpfende Denken getötet. „Gerade dadurch," sagt Haeser, „daß es auf jede Frage eine Antwort, für jedes Rätsel eine Lösung bietet, hat es am nachteiligsten gewirkt, indem es jahrhundertelang jede selbständige Forschung und jeden Fortschritt unmöglich machte."

Ich würde die Leser auf eine zu harte Probe stellen, wollte ich noch auf all die Schriften zu sprechen kommen, welche Theophrastus zugeschrieben werden. Daß sehr viele falsch und unterschoben sind, ist unbestrittene Wahrheit. Die Feststellung seiner echten Schriften ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden und beschäftigen sich damit immer noch mit großem Fleiße Schubert und Sudhoff, und deshalb müssen wir auch an dieser Stelle auf Wiedergabe seiner Schriften verzichten. Parazelsus sagt: „Sollte in der Länge die Wahrheit liegen, so hätte Christus zu wenig geredet. Die Wahrheit soll man schreiben und setzen; wo man zweifelt und auch den Grund nicht weiß, das Schreiben unterlassen. Nehmt euch ein Exempel wie so kurz die Propheten und Evangelisten geschrieben haben. Ursach: sie haben die Wahrheit geschrieben."

Parazelsus, sagt man, sei ein Verächter der Religion gewesen. Statt einer Verteidigung, hier der erste Punkt seines Testaments, der also lautet:

„Theophrastus empfiehlt Leben und Tod und seine elende Seele in den Machtschutz des allmächtigen Gottes in der ungezweifelten Hoffnung, der ewige und erbarmende Gott werde nicht zugeben, daß das bittere Leiden und der Tod seines eingebornen Sohnes, unseres Heilandes Jesu Christi für ihn elenden Menschen unfruchtbar bleibe. Er verlangte, daß in der Kathedralkirche zu Salzburg nach alter Uebung am 1. 7. 30. Tage Messe gesungen und jedesmal an dem Portale der Kirche den Armen Almosen ausgeteilt werde." [1])

---

[1]) Dr. Aberle pag. 11.

Von seinem religiösen Sinne giebt auch folgende Stelle sprechenden Beweis:

„Der Arzt, der guten Glaubens ist, leugnet nicht und ist ein Vollbringer der Werke Gottes. Du mußt in Gott eines ehrlichen, redlichen, starken, wahrhaftigen Glaubens sein mit allem deinem Gemüt, Herzen, Sinn und Gedanken, in aller Liebe und Vertrauung. Alsdann auf solchen Glauben und solche Liebe wird Gott seine Wahrheit nit von dir ziehen und wird dir seine Werke offenbar machen, glaublich, sichtlich und tröstlich.“ [1])

Daß mit dem berühmten Manne, der seinerzeit so ungeheures Aufsehen machte, auch der Wunderglaube, Sagen und Märlein herumgezogen, ist begreiflich. Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen erzählen: „Wie Parazelsus einen dummen Teufel betrogen,“ oder wie „Parazelsus die Salzach in Gold verwandelte,“ oder „wie ein Haselwurm ihm die Heilkraft der Kräuter entdeckte,“ oder „wie Theophrast einem Spielmann den Teufel als weißes Reitpferd verschaffte,“ nein, nur eine Volkssage will ich erwähnen, die in Einsiedeln festwurzelt. P. Gall Morel schreibt an Alois Lütolf, der die Sagen, Bräuche und Legenden aus Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug mit großem Fleiße sammelte:

Parazelsus in der Volkssage zu Einsiedeln. Hätten wir keine anderen Beweise, daß der berühmte Zauberer von Einsiedeln gewesen, so müßte schon der Umstand, daß sein Name hier noch in der Sage festwurzelt, als Beweis gelten. Das Landvolk, das übrigens in dergleichen Mitteilungen zurückhaltend ist, nennt ihn gewöhnlich Rastas, Raster oder Erast, offenbar ein entstellter Theophrastus, ein Name, der freilich für unsere Bauern nicht ganz mundgerecht ist.

Von diesem Raster nun wird folgendes erzählt:

Er hatte einen wunderlichen Degen, in dessen Knopfe sich sämtliche vier Elemente befanden und durch dessen Berührung er alles in Gold verwandeln konnte. Diese Kraft des Degenknopfes wird, wenn mich nicht das Gedächtnis trügt, auch in den Biographien des Parazelsus angeführt, und auf seinem Bilde sieht man zuweilen, wie er sich mit der Hand auf einen solchen Knopf stützt.

---

[1]) Dr. Locher.

Sein Tod war wunderbar. Raster hatte einen Schwager, der auf ihn neidisch war, und ihm besonders seinen großen Namen mißgönnte. Also beschloß er, ihn zu töten und zwar durch Vergiftung mittels eines Diamanten, den er für das sicherste Mittel zu diesem Zwecke hielt. Der Vorsatz wurde ausgeführt, Raster nahm das Gift, merkte aber sogleich, wo das herkomme und wer ihm dasselbe gegeben. Darauf verlangt er eine Kreide und zeichnete das Bild des Schwagers, der nicht zugegen war, an die Wand. Als dies geschehen, verlangt er auch Bogen und Pfeil und schießt den Pfeil in das Herz des Bildes, und siehe, der Schwager fällt in diesem Augenblicke tot zu Boden. Jetzt verlangt der vergiftete Zauberer allein zu sein, um ein Gegengift zu bereiten. Alles zieht sich zurück, er schließt sich in sein Zimmer ein und beginnt seine Zauberkünste. Die Nachbarn aber reißt die Neugier und die Sorge um ihn, und sie beobachten ihn durch eine Spalte in der Wand des Zimmers. Aus Schrecken über das, was sie gesehen, oder aus irgend einer andern Ursache, sprengen sie die Thüre ein, worauf er ihnen erschrocken entgegenruft: Ihr habt mich getötet, Freunde, ihr seid meine Mörder, denn jetzt ist mein Gegenzauber vereitelt. Die Freunde hörten das mit Entsetzen, entschuldigten sich und gingen dann nach seinem Wunsche wieder fort.

Nur ein treuer Diener war zurückgeblieben, dem wollte er ein Andenken hinterlassen und ließ ihm die Wahl zwischen dem Degen und seinen Büchern. Der Diener besann sich lange, da er aber die Kraft des Degenknopfes nicht kannte, oder denken mochte, derselbe werde ihm doch nicht entgehen, wählte er die Bücher. Sofort trat er wieder vor seinen Herrn Raster und sagte: Gebt mir die Bücher. Raster war hiemit übel zufrieden und erwiderte: Ich hätte lieber gesehen, du hättest den Degen gewählt, da es aber einmal so ist, so magst du die Bücher behalten; das Schwert dort nimm und wirf es in die Sihl, das soll niemand erben. Jetzt merkte der Diener, daß er nicht die rechte Wahl getroffen, nahm das Schwert, warf es aber nicht in die Sihl, sondern versteckte es in einem Busche, aus dem er es nach dem Tode Rasters wieder hervorzuholen gedachte. Darauf kehrt er zu seinem Herrn zurück, und als dieser fragt: hast du nach meinem Wort gethan, so antwortete er: Ja, Herr. Da ergrimmte der Zauberer und drohte den Diener von wegen seines Ungehorsams zu erschießen, wie er

den Schwager zuvor erschossen hatte. Zitternd ritt der Diener zurück, holt den Degen aus dem Busch, bringt ihn seinem Herrn und gesteht seine Schuld. Dieser wiederholt den früheren Befehl. Der Degen wird in die Sihl geworfen, in dieser fängt es aber an zu brausen und zu tosen, Steine springen auf, der Boden bebt und mit ihm das Haus des sterbenden Parazelsus. Dieser im Gefühl des nahen Todes spricht zum Diener: Jetzt weiß ich, daß du meinen Befehl befolgt hast, daß keiner mein Schwert erben wird und daß für mich die Stunde da ist, aus dieser Welt zu gehen. Und so starb er.

Wir wissen übrigens, daß Parazelsus in Salzburg starb.

Bilder und Stiche, welche Theophrastus Parazelsus darstellen, sind sehr häufig; in der Stadtbibliothek in St. Gallen z. B. befinden sich deren allein 28. Dr. Aberle beschreibt über hundert derselben, mehr als dreißig sind anonym. Als eines der besten gilt der Stich des Nürnberger Meisters Balth. Jenichen (1564—1590).

Meine Herren! ich eile zum Schlusse. Dr. Jörg, der die Arzneimittel des Theophrastus, die Arcana, die Magistoria, Spezifica, Elixire, Balsame, Tiere und Glieder derselben, sowie seine Mumiendoktrin nicht übel unters Seciermesser nimmt, sagt am Schlusse seiner paraz. Studie:

„Es hat alles seine Zeit. Und wenn wir uns freuen dürfen, daß die Nacht überwunden und der Tag angebrochen, so ist es doch nicht angezeigt, daß wir auf unsere Ahnen wegen ihrer Thorheiten verächtlich herabsehen. Und wenn ein Mann nur einen Satz aufgestellt hat, der etwas beigetragen zur Vermehrung des Lichts, so darf man ihm um dieses einzigen Satzes willen ganze Bände von Unsinn verzeihen."

Haeser schließt seine eingehenden paraz. Studien mit den Worten: „Die Erinnerung an Parazelsus bleibe geehrt und Deutschland dulde nicht ferner, daß sein Name lächerlich gemacht und geschmäht werde; allein man lasse von dem Wahne, in seinen Schriften Beweise für alle möglichen wissenschaftlichen Richtungen und Entdeckungen aufzuspüren. Sie hatten einen großen temporären Zweck und der wurde erreicht. Weder ihre Form, noch ihr Inhalt empfiehlt sich dem Studium der Nachwelt. Die Absicht Parazelsus' war: die Fesseln der Tradition zu lösen, neuen Wahrheiten in der Medizin Eingang zu verschaffen, die deutschen Aerzte auf die Würde

ihrer Sprache wie auf den Reichtum ihrer eigenen Wissensquellen hinzuweisen und herrschenden Mißbräuchen in der Praxis entgegenzutreten. Da im Fortschritte der Zeiten alle diese Absichten, wenn auch nicht immer in seinem Sinne oder nach dem Impulse, der von ihm ausging, zur Erfüllung kamen, und somit seine Wünsche und Hoffnungen der That nach sich verwirklichten, so ist die Sphäre seiner Wirkungen abgeschlossen und die Geschichte hat genug gethan, wenn sie sein Gedächtnis dankbar bewahrt." Den Tribut der Anerkennung verdient unser einstiger Mitbürger von Einsiedeln, denn Parazelsus wirkte für seine Zeit als kräftiges Ferment, indem er Leben und Bewegung in ein erstarrtes, stagnierendes Treiben brachte.

Wir zollen ihm den Tribut des Dankes.

Exkurs

über Namen und Herkunft der Mutter von Theophrast von Hohenheim.

In dem sehr interessanten Vortrage, welchen Georg W. A. Kahlbaum am 17. Dezember 1893 in Basel zu Ehren des Theophrastus Parazelsus gehalten hat, werden über die Herkunft und Familie der Mutter des Theophrastus folgende Angaben gemacht:

„Im Museum zu Salzburg wird ein Bild Wilhelms von Hohenheim als Bräutigam aus dem Jahre 1491 aufbewahrt. Ein Ausblick aus dem im Hintergrund angebrachten Fenster zeigt eine Mühle; es kann das wohl auf die Teufelsmühle an der Sihl, an der Theophrast's Geburtshaus gestanden haben soll, gedeutet werden.

„Etwa um 1492 heiratete der Vater eine Hörige des Klosters Einsiedeln, die als „Gotteshausfrau" bezeichnet wird und Vorsteherin des Krankenhauses der Abtei gewesen sein soll; ihr Name und Geschlecht ist nicht bekannt, nur erscheint nach dem Tode Theophrast's als Anwalt des Abtes zu Einsiedeln und der nächsten Blutsverwandten ein Peter Wessener, selbst „Gotteshausmann" zu Einsiedeln, in Salzburg. Derselbe spricht von dem Verstorbenen als „mein freundlicher, lieber Vetter", es wäre somit möglich,

daß seine Mutter von Geschlecht auch eine Wessener gewesen sei. Offenbar als Wappen der Braut findet sich auf dem genannten Oelbild Wilhelms von Hohenheim genau der gleiche Stierkopf, jedoch ohne Nasenring, wie ihn das Siegel von Uri von 1291 zeigt." [1])

Veranlaßt durch diese Angaben erschien es vor allem wünschenswert, das erwähnte Porträt des Wilhelm von Hohenheim des näheren ins Auge fassen zu können. Auf Bitte des Vorstandes des schwyzerischen historischen Vereins stellte die hohe Regierung von Schwyz bei dem Magistrate von Salzburg das Gesuch um leihweise Ueberlassung des Originalgemäldes zu dem Zwecke, um davon eine künstlerisch befriedigende Reproduktion herstellen zu lassen. Der Bitte wurde, Dank der besonderen Empfehlungen des Direktor des Museums Carolino-Augusteum in Salzburg, Hrn. A. Petter, von der Stadtbehörde bereitwilligst entsprochen, und so der historische Verein in die Lage versetzt, den vorliegenden „Mitteilungen" das Porträt des alten Hohenheim in einem vortrefflichen Lichtdruck beizugeben. Der Behörde der Stadt Salzburg und dem Direktor des Museums sei für die freundliche Mithilfe bester Dank ausgesprochen.

Darüber, daß die Mutter des Theophrast eine Einsiedlerin war, kann kein Zweifel mehr obwalten. Das Merkmal der Zugehörigkeit der Mutter zu den Gotteshausleuten von Einsiedeln hat sich von Rechtes wegen auf ihren Sohn übertragen, aus dessen Nachlaß der Fürstabt von Einsiedeln in der That den Tribut der Hörigkeit durch seinen nach Salzburg gesandten Anwalt, Peter Wessener von Einsiedeln, empfangen hat.

Es scheint unwidersprochen zu sein, daß das Oelgemälde von Salzburg das Bild des Arztes Wilhelm von Hohenheim darstellt; ebenso ist durch die Parazelsusforscher die Thatsache festgestellt, daß jener um die Zeit von 1491, wo das Gemälde entstanden ist, in Einsiedeln den Beruf eines Arztes ausgeübt hat. Wer die örtlichen und Verkehrsverhältnisse von Einsiedeln kennt und weiß, daß dieser Ort schon im frühen Mittelalter der vielbesuchteste Wallfahrtsplatz der oberdeutschen Lande war, wird nur schwer der Ueberlieferung Glauben schenken können, daß der fremde, gebildete Arzt

---

Theophrastus Paracelsus. Vortrag ꝛc. Basel 1894. Benno Schwabe, S. 21 und 22.

in dem abgelegenen Thale der Sihl bei der sogen. Teufelsbrücke am Etzel Wohnung und Beschäftigung gesucht hat. Vielmehr scheint außer allem Zweifel zu liegen, daß der Jahr für Jahr von Tausenden von Pilgern aus Nah und Fern besuchte Wallfahrtsort selbst es war, wo Hohenheim das Feld für eine ausgiebige ärztliche Berufsthätigkeit gesucht und gefunden haben wird. In Einsiedeln fand er auch ein seit 1350 bestehendes Fremden- oder Pilgerspital, in welchem die zahlreichen notleidenden und kranken Reisenden unentgeltlich Aufnahme und Pflege erhielten. In diesem Spitale wirkte in leitender Stellung auch diejenige, welche Wilhelm von Hohenheim um das Jahr 1491 oder 1492 sich zur Frau auserwählte, und welche die Mutter des berühmten Theophrast Paracelsus geworden ist.

Das Oelbild von 1491 zeigt uns den Arzt Wilhelm von Hohenheim in seinem vierunddreißigsten Altersjahr; in der rechten Hand trägt er eine rote Nelke, die Auszeichnung des Bräutigams. Ob das Wappen zu seiner Linken, die drei schwarzen Kugeln, dasjenige Hohenheims sei, ist bis jetzt nicht näher festgestellt. Man sagt, das gegenüberstehende Wappen sei identisch mit demjenigen der medizinischen Fakultäten in Oesterreich, so daß es wohl nur die Zugehörigkeit Hohenheims zum Stande der an österreichischen Hochschulen ausgebildeten Aerzte bedeuten könnte. Diese Deutung erscheint jedoch als unzutreffend. Dieses Wappen nämlich, der Stierkopf ohne Nasenring, ist das seit Jahrhunderten nachweisbare und jetzt noch geltende Wappen eines der ältesten Geschlechter von Einsiedeln, des Geschlechtes der Ochsner. Wie anders wäre es denkbar, daß dieses Familienzeichen der Ochsner in das Porträtgemälde des damaligen Einsiedler Arztes hätte aufgenommen werden können, wenn nicht ein Glied dieser Familie in allernächster Verbindung mit dem im Bilde dargestellten gewesen wäre? Das Wappenzeichen der Ochsner bezeugt daher die Verbindung Hohenheims mit einer Frau aus diesem Geschlechte.

Eine Bestätigung unserer Annahme, daß die Frau des Wilhelm von Hohenheim dem einsiedlischen Geschlechte Ochsner angehörte, erscheint auch noch durch eine andere charakteristische Beigabe zu dem Oelporträt bestätigt, nämlich durch die Mühle, welche aus dem Fenster im Hintergrund des Gemäldes schwach sichtbar wird. Auch die Mühle steht mit einem Zweige des Geschlechts Ochsner in

enger Beziehung. Schon das Urbar des Stiftes Einsiedeln von 1331[1]) verzeichnet als den Besitzer des Gutes „unter der Furi zu dem Borstadel, von der Mühle weg bis an die Alp" einen Rudi Ochsner, der hiervon dem Kloster einen jährlichen Zins von einem Viertel Butter zu entrichten hatte.

Im Besitze dieser Mühle war 1501 wiederum ein Rudi Ochsner.[2]) Der nämliche, Rudi Ochsner „der Müller", ist zusammen mit seiner Frau Anna Ziebrig auch in dem Rodel der St. Meinradsbruderschaft ungefähr zu den Jahren 1490 bis 1500 verzeichnet. Nach dem nämlichen Verzeichnis lebte ungefähr 1480 auch ein Rudi Ochsner an der Sihlbrücke (heutige Teufelsbrücke); der genannte Rodel nennt als dessen Frau Els Schärer.[3]) Diesen Rudi Ochsner mit Hohenheim in Verbindung zu setzen, erschwert der Umstand, daß keinerlei Nachrichten über den Bestand einer Mühle bei der Sihlbrücke bekannt sind, während die Ochsner'sche Mühle beim Flecken Einsiedeln lange vor und nach der Zeit der Hohenheimer bestand und wenigstens bis über das XVII. Jahrhundert hinein ununterbrochen ein Eigentum von Angehörigen dieses Geschlechtes geblieben ist.

Gestützt auf diese Thatsachen und Umstände scheint die Frage betr. Namen und Geschlecht der Mutter des berühmten Theophrastus von Hohenheim teilweise gelöst zu sein, indem deren Zugehörigkeit zu der alten und angesehenen Einsiedeln'schen Familie Ochsner fast außer jedem Zweifel steht.

Schwyz.

Kälin, Kanzleidirektor.

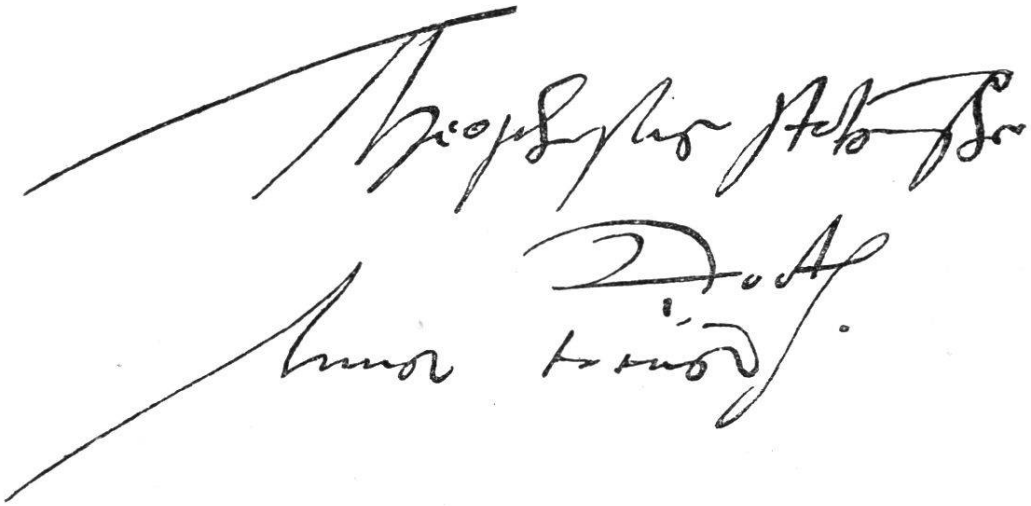
---

[1]) Geschichtsfreund der V Orte. Band 45. S. 126.

[2]) Stift Einsiedeln'sches Urbar über die Gefälle und Zinse in der Waldstatt von 1501. Stiftsarchiv Einsiedeln.

[3]) Verzeichnis der Mitglieder der St. Meinradsbruderschaft in Einsiedeln, Eintragungen von ca. 1460 bis 1675 enthaltend. Lade der Zünfte in Einsiedeln.

Lichtdruck von Benziger & Co., Einsiedeln.

Wilhelm von Hohenheim, Vater des Theophrastus Paracelsus

Nach einem im Museum Carolino-Augusteum in Salzburg befindlichen Ölgemälde.